Der
Breslauische Erzähler.

Eine Wochenschrift.

No. 14.

Den 29sten März 1806.

Erklärung des Kupfers.

Diersdorf.

Im Wege von Frankenstein nach Nimtsch sieht man ohnweit Nimtsch vor sich etwas Links in der Linie des Zobtenberges ein Dorf mit einer Kirche und einem grüngedeckten Thurme, welches mit seinen Umgebungen eine mahlerische Partie bildet.

Es heißt Diersdorf und besteht aus 2 Antheilen. Das mit der Kirche heißt das Oberdorf. Nicht weit davon befindet sich ein Vorwerk mit einer kleinen Zahl Häuser, welches man das Niederdorf nennt. Das Erstere zählt 300, das andere über 200 Bewohner. Der Besitzer von beyden ist der Graf von Pfeil.

Sowohl die angenehme Lage desselben, als die möglichste ländliche Nettigkeit und Ordnung, verbunden mit dem hier befindlichen Ziergarten, in welchem vielerley, mit unter seltne, Gewächse cultivirt werden, empfehlen es dem wißbegierigen Reisenden.

Wir versprechen nach und nach Abbildungen von noch mehrern angenehmen Parthien dieses Orts nachzubringen.

Christian Freyherr von Wolf.

(Fortsetzung.)

Kaum hatte Wolf diesen ernsten königlichen Cabinetsbefehl erhalten, so erklärte er der theologischen Facultät, die sich deshalb für ihn bey dem Könige zu verwenden anbot, daß er jener Ordre, noch eher, als ihm befohlen worden, Gehorsam leisten wolle; wie er denn wirklich Halle schon binnen 12 Stunden verließ. Dies geschah den 10. November 1723.

Seine Feinde, namentlich Lange, frohlockten laut, wie man sich denken kann. Selbst der sonst so tolerante Franke predigte den Sonntag darauf über das Evangelium von der Flucht im Winter und über das Wehe der Schwangern und Säugern so hart gegen Wolfen, daß er dabey selbst seiner schwangern Gattin, die sich noch zu Halle befand, nicht verschonte. Ein Verfahren, das ein sehr nachtheiliges Licht auf den gerühmten Franke wirft.

Von Halle begab sich Wolf nach Merseburg und meldete sein Schicksal einem seiner hohen Beschützer, dem Landgrafen von Cassel, der ihm auf der Stelle einen Ruf als Hofrath und Professor nach Marburg mit einem nicht unbeträchtlichen Gehalte zusandte, den Wolf auch annahm. Er befand sich kaum einige Monate daselbst, so schrieb der Churfürst von Sachsen durch einen seiner Minister in ähnlicher Angelegenheit an ihn, ihm den viel vortheilhaftern Antrag zu einer

philo-

philosophischen Professur in Leipzig zu thun, den er aber ablehnte.

In Marburg blieb Wolf 17 Jahr und schrieb in dieser Zeit den größten Theil seiner philosophischen Schriften. Auch hier wurde er in mancherley gelehrte Zänkereyen, namentlich mit seinem Erbfeind, dem D. Lange verwickelt, der bald diese, bald jene seiner Schriften angriff; ihre Erörterung gehört aber nicht hierher. Das merkwürdigste dieser Periode war, daß Wolf während derselben, ausser den schon erhaltenen Ehrentiteln, noch zu einem Mitgliede der Academie der Wissenschaften zu Paris und Petersburg ernannt wurde, welche Ehre nur wenigen Deutschen wiederfuhr.

Indeß Wolf seinen Ruhm unerschüttert behauptete, und Marburg durch seinen Beyfall zu einer sehr blühenden Universität erhob, lernte Friedrich Willhelm I., der ihn bisher so sehr verkannt hatte, die Unschädlichkeit seiner Philosophie und den Umfang seiner Gelehrsamkeit besser einsehen. Er wünschte daher das ihm angethane Unrecht zu vergüten und einen so verdienten Gelehrten wieder in seine Staaten zu ziehen. Aber wie sollte er dies anfangen, um nicht auch seiner eignen Ehre dadurch zu nahe zu treten. Er wußte Rath. Sein Großkanzler, Cocceji, mußte in dieser Angelegenheit an Wolfen schreiben und ihm die ehrenvollsten Bedingungen machen. Es ist merkwürdig, wie geschickt und schmeichelhaft für ihn dieser es that. *)

Wolf

*) Cocceji schrieb nämlich an ihn: „Ungeachtet ich die Ehre nicht habe, Ew. Hochedelgeb. von Person zu kennen, so habe ich doch durch Lesung Dero gelehrten Schriften eine solche

Wolf war über diesen Beweis des wieder erlangten Zutrauens seines vorigen Landesherrn sehr gerührt, erbat sich einen Monat Bedenkzeit, schlug aber dennoch, nach Verlauf desselben, diesen ihm angethanen Antrag mit aller Bescheidenheit aus, weil ihm zu Halle, wie er schrieb, die Arglistigkeit, Rachgier und Unversöhnlichkeit seiner Feinde manche Hindernisse in den Weg legen dürften.

D. Lange erfuhr dies und fürchtete Alles, diesen ihm so verhaßten Gegner wieder nach Halle zurückkehren zu sehen. Er that daher eine eigne Reise nach Potsdam, um dem Könige von neuem die Gefährlichkeit der Wolfischen Philosophie für das Christenthum begreiflich zu machen. Friedrich Willhelm hörte jetzt diese Anklage mit ganz andern Ohren an, als vorhin, und beauftragte Langen, einen gründlichen Aufsatz anzufertigen, in welchem er die gefährlichen Lehrsätze Wolfs darthun und nachweisen sollte. Lange eilte

solche Hochachtung vor Dieselben gewonnen, daß ich mir die größte Freude von der Welt machen würde, wenn ich denen königlichen, mir anvertrauten Universitäten, eine solche Zierde wieder zu wege bringen könnte. Ich habe Gelegenheit gehabt, Sr. Majestät die üble Meinung, welche Deroselben beygebracht worden, völlig zu benehmen. Gleichwie es nun Ew. Hoched. nicht anders, als glorieus seyn kann, wann Dieselben auf eine so eclatante Art sich justificiren, und Dero vorigen Posten wieder betreten, anbey Dero große Meriten auf einer so zahlreichen Universität etabliren könnten: so habe ich bey Ew. Hoched. sondiren wollen, ob Dieselben Willens wären, sich wieder bey uns zu engagiren? Der Charakter vom geheimden Rath und Vicekanzler bey der Hällischen Universität würde Ew. Hochedelgebohr. nicht versagt werden: Und weil Dieselben am Gehalt nichts verliehren müssen, will ich Dero vorzuschlagende Conditiones erwarten und alles nach Ew. Hochedelg. Vergnügen einrichten." —

eilte sogleich nach Hause und faßte diese Schrift ab. Aber kaum hatte sie der König erhalten, so ließ er sie auch schon Wolfen zu eigner Widerlegung zusenden. Zu gleicher Zeit ward auch eine Abschrift davon dem Consistorialrath Reinbeck zugefertigt, um auch dessen Gutachten darüber zu hören.

Reinbeck fand alle Beschuldigungen Langens ungegründet und erklärte in einer eignen kleinen Schrift die Nichtigkeit derselben. In Kurzem lief auch Wolfs eigne Antwort ein, die mit der Reinbeckschen völlig übereinstimmte. Er lieferte aber nicht nur eine ausführliche Widerlegung der Langischen Schrift, sondern auch einen kurzen Auszug derselben zum Gebrauch des Königs. Weil aber dieser seinen eignen Einsichten nicht ganz trauen wollte, so ernannte er zur genauern Untersuchung dieser Angelegenheit eine eigne Commission, wozu er selbst den Staatsminister Cocceji, den reformirten Consistorialrath Jablonski, den lutherischen Propst Reinbeck, den reformirten Hofprediger Stoltenius und den Feldpropst Carstädt beorderte. Diese nahmen die Sache in reifliche Ueberlegung und erklärten endlich gemeinschaftlich: „daß sie in den Wolfischen Schriften die atheistischen Irrthümer und Meinungen nicht fänden, die Herr D. Lange darin gefunden haben wollte" und „daß Wolf grade das Gegentheil von dem allen lehre, dessen ihn Herr D. Lange beschuldigt habe; und überhaupt lauter solche Dinge lehre, die bey genauer Einsicht den Lehren der rechtgläubigsten Theologen vollkommen gemäß wären, ob er sie wohl in einem ganz neuen Lichte gewiesen hätte." Und ihre Erklärung wäre so beschaffen, „daß sie die Wahrheit derselben vor der ganzen christ-

lichen

lichen Welt, vor Gott, dem Allmächtigen und dem Könige, ihrem Herrn, zu verantworten gedächten.“ —

(Der Beschluß nächstens.)

Parallele zwischen dem Manne und dem Weibe.

(Schluß.)

Armes Geschlecht! Ohne Aufhören tadelt man dich, und beständig sucht man dich auf; dies ist das öffentliche Geständniß deiner Reitze wie deiner Tugenden. Der von sich selbst eingenommenste Mann gesteht innerlich, daß er nie das erwerben kann, was dir die Natur gab.

Ich höre hier von der weiblichen Plauderhaftigkeit, von der Neigung zu Verläumdungen, Nachrichten und Klatschereyen reden, und ich gebe es von der schlechten Gesellschaft zu; aber den bessern Ton in der guten geben die Weiber an, und wir wären verbunden, mehr Rücksicht auf sie zu nehmen. In der Türkey und in ganz Asien sind alle Gesellschaften traurig, weil die Weiber fehlen, in London ist es deshalb in den meisten Häusern so düster, weil die Frau nur für die Wirthschaft lebt. Die Männer schmauchen und brummen überall, wo der Umgang mit Frauenzimmern sie nicht verfeinert.

Die seltsame Erziehung, welche ihnen größtentheils zufällt, raubt ihnen freylich viele ihrer guten Eigenschaften; so lange das Alphabet der Liebe und Galanterie das erste Buch ist, welches sie in die Hand

neh-

nehmen, so lange müssen Gatten und Kinder zittern, und, um die Wahrheit zu sagen, man thut das größte Unrecht, indem man sie die Pflichten der Religion vernachläßigen läßt. Es ist besser, eine Frau im Kubach, als im Cramer oder Althing, und selbst im Wieland lesen zu sehen. Die zu große Empfindlichkeit der Weiber rührt von der Schwäche ihrer Organe her; wir haben ihnen zu viele Verpflichtungen für das, was sie gelitten haben, zumal bey unsrer ersten Erziehung, als daß wir sie in dieser Hinsicht nicht schonen sollten.

Niemals würden die Männer für ihre Kinder thun, was die Weiber für uns gethan haben. Wie viele schlaflose Nächte, wie viele Unruhe, wie viele Martern haben wir ihnen verursacht. Wer sich ein lebhaftes Gemälde davon macht, der muß ausrufen: Welch ungeheure Undankbarkeit, wenn wir es je vergessen!

Abraham's a sancta Clara
Urtheil über die Musik und die Musiker.
(Aus dessen Etwas für Alle.)

Die Musik und die Musicanten seynd absonderlich dem Allmächtigen Gott angenehm. Angenehm ware das Gesang Moysis und des gesamten Israelitischen Volks, nachdem er so wunderlich mit selben durch das rothe Meer passirt. Angenehm war das Gesang Deborae und Barac, nachdem sie den Sieg und berühmte Victori wider den Cananeischen Kriegs-Fürsten Sisara erhalten. Angenehm war das Gesang der

der Judith, als sie dem Holoferni das Haupt abgeschnitten, wovon dem ganzen Volk Israel ein Hauptglück erwachsen Angenehm ware das Gesang der drey Knaben in dem Babylonischen Ofen, worin das Feuer einen Feyertag gehalten, diese aber einen fröhlichen Festtag. Angenehm ist auch der Göttlichen Majestät alles Gesang der andächtigen und eifrigen Musicanten, zumalen solche nachfolgen denen Englischen Heerschaaren, deren fast einziges Thun ist, singen und musiciren.

Ob zwar aber Singen und Musiciren ein Englisch Ambt, so seynd doch unter den Musicanten wenig Engel, wohl aber viel Pengel und grobe Menschen anzutreffen, viel aus ihnen haben eine Stimm, wie die Hirten; ist aber kein Wunder, dann die musicalische Menschen durch das übermäßige Saufen und durch den öftern Cantharum einen Catharrum bekommen.

Singen und zwar zierlich singen ist eine Kunst, so das menschliche Gemüth wundersam beweget. Ein anmuthiges Gesang mildert die Sorgen, hemmet die Furcht, mäßiget den Zorn, stillet die Ungeduld, vermehret die Andacht und erhebet das Lob Gottes. Die Singkunst ist mehr denn menschlich und ein stetes Werk der heil. Engel.

Die Familie Cenci.

Aus dem Italiänischen des Paolo Torelli.

Franz Cenci war der Sohn eines päpstlichen Schatzmeisters, der ihm 60000 römische Thaler jährlicher Einkünfte hinterließ. Von seiner ersten

Frau bekam er sieben Kinder, von der zweyten keine. Sein kleinster Fehler war die Sodomie, sein größter, keinen Gott zu glauben. *) Dennoch wird es als das Hauptverdienst seines Lebens angegeben, im Hofe seines Pallastes eine Kirche zu Ehren des heiligen Thomas gebaut zu haben, die unter dem Namen Tommaso Celli Cenci noch heute vorhanden ist. Seine Familie wurde von ihm sehr schlecht behandelt, und nahm mehremal gegen ihn ihre Zuflucht zum Papste. Er wurde sogar beschuldigt, seine eigne Tochter genießen gewollt zu haben; wenigstens ließ er sie in seinem Bette schlafen, und zwar deshalb, weil er an die ungeheure Ketzerey glaubte, daß aus dieser Vermischung Heilige gebohren würden. Für einen Atheisten in Wahrheit sehr seltsam!

Ein feiner Prälat, Namens Guerra, besuchte fleißig dies Haus. Er liebte die junge Beatrice, Cencis Tochter, und wurde geliebt; aber desto mehr vom Vater gehaßt. Liebe, Interesse, dringende Bitten, und die beständige Erzählung von den väterlichen Schandthaten bestimmten ihn endlich, den verbrecherischen Absichten der gereitzten Familie nachzugeben, wenn er sie nicht vielleicht selbst hervorbrachte. Er fand zwey Banditen, obendrein selbst von Cenci beleidigt, die es über sich nahmen, ihn in einem Gehölz, wodurch er gehen mußte, zu tödten. Da dieser Plan fehl schlug, beschloß man, sich seiner für den Preis von tausend Thalern in der Nacht während des Schlafes zu entledigen.

Mar=

---

*) Il minor vizio che si potera conoscere in lui, era la sodomia, e il maggiore non credere in Dio.

Marzio und Olimpo, die beyden Mörder, wurden also in das Schloß Della Rona geführt, wo sie das Verbrechen begehen sollten; da es aber grade der Tag Mariä Geburt war, beschloß die Stiefmutter Beatricens, Cencis Frau, aus Achtung für die heilige Jungfrau, die That noch aufzuschieben, um nicht ein doppeltes Verbrechen zu begehen.

An dem bestimmten Tage brachte man dem Vater geschickt Opium bey, welches ihn in tiefen Schlaf versetzte; dann führte man die Mörder ins Zimmer, und die ganze Familie begab sich in ein benachbartes Gemach, um den Schluß der schrecklichen Scene abzuwarten; aber bald folgten ihnen die Mörder mit dem Bedeuten, daß sie nicht im Stande wären, einen wehrlosen Greis im Schlafe zu tödten, daß das Mitleid sie wider ihren Willen zurückgehalten habe. Bey diesen Worten gerieth der junge Cenci in einen heftigen Zorn. „Kerle, sprach er, die Ihr Euch Brave nennt, Ihr habt nicht einmal den Muth, einen Mann zu tödten, welcher schläft? Was würdet Ihr erst thun, wenn er aufwachte! Habt Ihr dafür Geld bekommen? Wohl, weil Ihr so feig seyd, so will ich selbst meinen Vater tödten; aber ich schwöre Euch, Ihr sollt ihn nicht lange überleben." Diese Worte gaben ihnen neuen Muth, sie kehrten an das Bette zurück, und tödteten den Mann durch einen Nagel, den sie ihm in die Brust schlugen. Hierauf entfernten sie sich, nachdem sie unter andern Geschenken auch einen Scharlachmantel bekommen hatten. Die Familie zog dann den Nagel aus der Leiche, wickelte sie in ein Tuch, schleppte sie auf die Terrasse des Gartens, und warf sie hinunter, um glauben zu machen,

machen, der Greis sey dorthin wegen eines natürlichen Bedürfnisses gegangen, und unglücklicherweise herab gestürzt. Das blutige Tuch gab Beatrice einer Wäscherin unter einem Vorwande, der ihrem Geschlechte geglaubt wurde. Alles ging gut, und als Cenci gefunden wurde, weinte und klagte die Familie, daß kein Verdacht entstand. Er wurde begraben, und die Sache schien vergessen zu seyn.

Blos am Hofe zu Neapel fing man an, durch ein unerklärliches Gerücht aufmerksam gemacht, zu muthmaßen, daß hier ein Mord vorgegangen sey. Das Schloß Pedrella, wo das Verbrechen geschehen war, lag auf Neapolitanischem Gebiet, man schickte Commissare hin, den Leichnam zu untersuchen, und ließ alle Bewohner des Schlosses gebunden nach Neapel führen; aber sie konnten nichts gegen die Cenci aussagen, blos die Wäscherin zeigte das blutige Tuch der Beatrice an, indem sie erklärte, daß dies Blut nicht dasjenige zu seyn schiene, das es seyn solle. Man theilte sogleich dem Hofe zu Rom diese Anzeigen mit. Der Prälat Guerra schickte beym ersten Lärm, der darüber entstand, Leute aus, um den Marzio und Olimpo zu tödten; mit dem letztern gelang es ihm, aber der erstere fiel in die Hände der Justiz zu Neapel und bekannte alles. In Rom bemächtigte man sich unterdeß der Brüder Bernardo und Jakob Cenci, ihrer Schwester Beatrice, und ihrer Stiefmutter Lucrezia; der Bandit Marzio wurde bald darauf ebenfalls nach Rom gebracht, um mit ihnen confrontirt zu werden, aber sie leugneten standhaft alles; besonders Beatrice, welche das Tuch durchaus nicht für das ihrige anerkennen wollte. Marzio,

durch

durch die Gegenwart und Beredsamkeit Beatricens beseelt, leugnete nun auch alles, was er vorher bekannt hatte, und entschloß sich, lieber in den Martern zu sterben, als noch etwas anzugeben. Da man nun keine weitern Anzeigen hatte, führte man sie alle nach der Engelsburg, wo sie mehrere Monate sehr ruhig zubrachten. Die Geschichte kam endlich durch die Verhaftung dessen an den Tag, der den Olimpo getödtet hatte, und den Theil seiner Mitwissenschaft bekannte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Wer ist der heilige Napoleon?

Im französischen Kalender giebt es auf Befehl des jetzigen Kaysers einen Tag des heiligen Napoleon, und die Maurerloge zu Genua führt seit der Einverleibung dieses Staats an Frankreich ebenfalls seinen Namen. Der Erzähler ist gefragt worden, wer dieser Heilige sey, er vermag jedoch nur eine Vermuthung darüber anzuführen. Im Jahr 1220 stürzte ein Römer Napoleon in der Hauptstadt der Christenheit vom Pferde, und blieb todt. Man trug ihn in die Kirche des Heil. Sixtus, wo eben der Heil. Dominikus Messe las. Dieser berührte ihn, und machte ihn dadurch lebendig. Ob aber dies Wunder, das an ihm selbst verrichtet wurde, ihn zum Range eines Heiligen erhoben hat, oder ob es ihn bewegt hat, diese Würde zu verdienen, darüber sagt Erhard de Scriptoribus Ordinis Praedic. Tom. I. p. 82 nichts.

Der

Der Breslausche Dominikanerprior Bzovius behauptet, daß der Heil. Czeslaus, der erste seiner hiesigen Vorgänger, die wunderbare Erweckung selbst mit angesehen habe. — —

Voltaire nennt in einem Briefe an Friedrich von 1772 die Franzosen: Tygeraffen, (tigres-singes) welche die St. Bartholomäusnacht gefeyert haben. Der abscheuliche Justizmord des 17jährigen Ritters von la Barre, dem zu Abbeville nach dem Spruche des Parlaments die Zunge ausgerissen, die rechte Hand abgehauen und der Rest am langsamen Feuer gebraten wurde, weil — er einige Lieder gesungen, deren Verfasser zu Paris eine Pension aus der Chatoulle des Königs genoß, weil er bey einer Prozession von Kapuzinern vorbey gegangen, ohne den Hut zu ziehen, und weil er endlich vehementement verdächtig war, ein hölzernes Marienbild zu Abbeville beschädigt zu haben. Sein Freund d'Etallonde entging demselben Schicksal als 14jähriger Knabe durch die Flucht, und wurde blos in contumaciam verurtheilt. Er trat zu Wesel in Preußische Dienste, aber selbst Voltaires und Friedrichs Bemühungen konnten ihm keine Wiederherstellung verschaffen. — Aus solchen Zügen muß man sich den unauslöschlichen Haß erklären, der den Greis von Ferney gegen den christlichen Cultus beseelte, den er als die Ursache des meisten Unglücks, das seit 1800 Jahren die Erde traf, ansah. — — Welches Unrecht er indeß auch immer damit begangen hat, ein Theil desselben wird durch die Verdienste aufgewogen, welche er sich um die Religion und Menschheit durch seine Lehre der Toleranz erwarb, einen andern Theil verzeiht man seiner festen und innigen

Ueber-

Ueberzeugung, die er noch sterbend an den Tag legte: Croyez-vous la divinité de Jesus-Christ? schrie ihm der Priester ins Ohr. Au nom de Dieu, antwortete Voltaire, Monsieur, ne me parlez pas de cet *homme* là, et laissez moi mourir en repos. Sein thatenreiches Leben kann übrigens allenfalls zu einem Beweise für die Dauer und Wahrheit der Religion gebraucht werden, die er anfocht. Wenn je ein Mensch gelebt hat, der es im Stande war, dies Werk alter Jahrhunderte zu zertrümmern, so war er es, und noch steht es unerschüttert. Was Sie auch immer schreiben und thun mögen, das Christenthum zu vernichten, sagte ihm einst ein Parlamentsrath, Sie werden Ihre Mühe verlieren. Nous verrons, erwiederte er zuversichtlich. Zwölf Männer haben diese Religion gestiftet, ein einziger reicht hin, sie zu zerstören, sagt er ein andermal: aber so wenig seine Schriften aufhören werden, Leser zu finden, so wenig werden sie je den Zweck erreichen, den ihm seine Eitelkeit als schon erreicht vormahlte.

Wenn man Neapel gesehen hat, behaupten die Neapolitaner, so ist es nicht mehr der Mühe werth, zu leben, weil man doch nicht hoffen dürfe, je wieder etwas so schönes zu sehen. Sie sagen ferner, indem sie für ein so andächtiges Volk ziemlich unheilig scherzen, daß wenn Gott müde von den Sorgen für diese Welt, und der Freuden des Paradieses satt ist, so macht er sein Himmelsfenster auf, und weidet sich an dem Anschaun der Stadt Neapel; das sey ihm die angenehmste Erholung. — —

Ein

Ein großer königlicher Bücherfreund.

„Welch ein Unglück!" schreibt ein verdienter Schriftsteller unserer Zeit, „wenn die Großen nicht lesen. So bleiben ihnen die ersten und natürlichsten Wahrheiten fremd, auf deren Kenntniß und Glauben von ihrer Seite doch das Wohl der Völker beruht; ja, so ist es kein Wunder, daß sie sich am Ende für Wesen höherer Art halten, deren Finger sogar erhabner sind, und die ihre Kräfte nicht haben, für das allgemeine Beste zu wirken, sondern das allgemeine Beste für sich leiden zu machen."

Dies wußte Alphonsus der Erste, König von Neapel und war daher ein sehr großer Freund der Lectüre und der Bücher. Schon in seiner Jugend sammelte er sich einen großen Vorrath derselben aus allen Theilen des menschlichen Wissens und verweilte auch als Regent nirgends lieber, als auf Bibliotheken und in der Gesellschaft der Gelehrten. Sein Hof wimmelte deshalb von guten Köpfen aller Art, ja er theilte sogar Ritterorden unter die Verdientesten aus.

Sein Sinnbild war ein aufgeschlagenes Buch. Der Tag war für ihn verlohren, den er ohne Lectüre verleben mußte. Gewisse Stunden des Tages, die er eigends dazu bestimmt hatte, durfte ihn niemand darin stöhren. Um sein Bette lagen jederzeit Bücher, welche er sich reichen ließ, wenn er keine sonderliche Neigung zum Schlafe mehr empfand. Auf seinen Reisen führte er eine kleine Bibliothek mit sich und las sogar während seinen Feldzügen. Die Soldaten konnten ihm kein größeres Vergnügen gewähren, als seltne Bücher bringen, die sie in ihren Quartieren auffanden.

Als

Als er zu Kapua krank lag, ward er der Arzneymittel überdrüßig. Er ließ sich die Thaten Alexanders des Großen, von Curtius erzählt, vorlesen, und — genas.

Die Bibel soll er 14mal gelesen haben und noch dazu mit einer weitläuftigen Auslegung. Sein Lieblingsschriftsteller war Cicero, gegen den seine Hochachtung so weit ging, daß er, da man, um Gajeta zu beschießen, keine Steine mehr finden konnte, als in einem Landhause, das diesem Weisen gehört haben soll, er eher die Belagerung aufhob, als sich entschloß, so heilige Ueberreste seines Lieblings zu zerstöhren. Dreymal Heil dem Lande, dessen Regent auch nur die Bibel und den Cicero von den Pflichten lieset!

Auflösung des Räthsels im vorigen Stück.

Der Ofen.

C h a r a d e.

Dreysilbig.

Die Eigenschaft, die Thürme ziert und Berge
Nenn ich mit meiner ersten Silbe Dir.
Die andern zieren, wie der Fürsten Tafel,
Des Aermsten Tisch; sie tönen schrecklich oft
Dem Schuldigen wie dem Unschuldigen.
Mein Ganzes ist das Leichtentbehrlichste
In jeder Stadt, doch fehlt's beynah in keiner;
Oft wären Wirthshaus, Pflaster, nöthiger.
Von Ferne schon erregt es deinen Ekel,
Weh Dir, wenn es einst deine Furcht erweckt!

Dieser Erzähler wird alle Sonnabend in der Buchhandlung bei Carl Friedrich Barth jun. in Breslau ausgegeben, und ist außerdem auch auf allen Königl. Postämtern zu haben.

7. 14.



F. Endler fec.

Gegend bei Diersdorf